

Ulla Puntschart
Der Hort der Gepiden
Teil 1: Kein Elefant vor Sirmium

Historischer Abenteuerroman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2016

literatur nr. 66

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverillustration und Karte S. 286-287: Ulrike Schuster

Autorenfoto: Peter Purgar

ISBN 978-3-902901-93-4



Ulla Puntschart
**Der Hort
der Gepiden**

Teil 1: Kein Elefant vor Sirmium

Historischer Abenteuerroman

Inhaltsverzeichnis

Prolog	7
1. Durch das Herz der wilden Venetia	13
2. Eine Widerspenstige gegen Stiefel und Ehemänner . . .	18
3. Besuch bei Vater Marjan	22
4. Von den grausamen Taten der Awaren	28
5. Heimkehr in ein altes, unbekanntes Land	35
6. Eine Audienz beim Kaiser	40
7. Der Mühlestein	45
8. Die ungleichen Brüder	49
9. Aufbruch im Morgengrauen	54
10. Wiederbegegnung mit einer alten Freundin	61
11. Ein außerordentlich köstliches Frühstück	66
12. Constantia und ihr Majordomus	71
13. Unterhaltung unterm Feigenbaum	79
14. Villa Rustica	84
15. Im Lager des Khagans	91
16. Nachricht von Rosamunde	98

Meinen Eltern gewidmet

17. Argidava	103
18. Rosamundes Gang zu Alboin	108
19. Albsuinda wird beobachtet	113
20. Rosamunde erteilt eine Lektion über Tugend und Sittsamkeit	119
21. Valentins Journaldienst	126
22. Hinter dicken Mauern	131
23. Vater Marjans Capella	136
24. Zwei vom selben Schlag	142
25. Auf dem Eis	149
26. Eine Wolfsgeschichte	154
27. Das Wertvollste, das ein Mann sein Eigen nennt ...	160
28. Zweifel	166
29. Tauwetter	171
30. Wie auf glühenden Kohlen	178
31. Das Fest zu Petri Kettenfeier	185
32. Ein Blick ins Paradies	192
33. Purpur	198
34. König Reptila ruft zur Heerfahrt	204
35. Mach etwas Gutes daraus!	209
36. Brückenschlag bei Germisara	213
37. Antonios in der Falle	222
38. Hildeka in Pola	228
39. Die Zuversichtlichen und der Verräter	235
40. Albsuinda schreitet zur Tat	243
41. Peredeo	248
42. Ein Wunderwerk der Kriegskunst	255
43. Valentins Zug ins Gebirge	263
44. Manöver im Hafen	269
45. Versprechen und Enttäuschungen	274
Personenverzeichnis	280

Prolog

Ein halbes Dutzend Wachteln brutzelten am Spieß, sie waren rund und drall. Aus ihren Flanken troffen Fetttröpfchen, die leise in den Flammen des kleinen Lagerfeuers verpufften. An ihrer Haut bildete sich bereits eine goldgelbe Kruste. Was für eine willkommene Abwechslung zum Speiseplan der vergangenen Wochen, der sich zumeist aus Linsen und Brei, in letzter Zeit manchmal ein wenig Fisch zusammengesetzt hatte! Der Meisterschütze des Tages hieß Wicho, er überwachte auch den Fortschritt des Bratens und verkündete, mit unüberhörbarem Stolz in der Stimme: »Ein klein wenig wird es noch dauern, bis diese Vögel hier gar sind.«

Das Land im Dunkeln lag still und friedlich, für heute Nacht schwieg es. Lediglich das Knarzen der Kröten hörte man von einem nahe gelegenen Weiher. Es schwoll an und ab, durchsetzt vom schwachen Zirpen der letzten Grillen. Der Abend war für die fortgeschrittene Jahreszeit außergewöhnlich mild. Hier also, in der Ebene von Sirmium, hatte alles begonnen.

»Erzähl uns doch, Unna! Von Alboin und Rosamunde.« Es war Edwina, die darauf drängte: »Du hast es gehört, wir haben noch eine Weile Zeit, bis das Essen fertig ist. Und wir haben es gerade so gemütlich!«

Das war in der Tat nicht von der Hand zu weisen.

»Also gut.« Unna tat so, als ob sie sich noch zierte. In Wahrheit brannte sie selbst darauf zu sprechen. Ein halbes Menschenalter lag all dies inzwischen zurück, ihre eigene Geschichte ebenso wie diejenige Notkers. Aber was hieß nun eigentlich Anfang? Die Sirmensis war ein Landstrich am Ende der bekannten Welt. »Wie ihr wisst, nur etwa fünfzig Meilen in östlicher Richtung fließen die großen

Ströme ineinander. Die Donau schlägt ein Knie, bevor sie sich mit der Theiß vereinigt. Knapp eine Tagesreise flussabwärts stößt die Save dazu. Im Norden schließen die Berge die Ebene ab. Dort hat alles begonnen.«

Es war ein Land, in dem die Invasoren kamen und gingen. Die Römer hatten im Illyricum gesiedelt, die Hunnen, die Gepiden. In jüngster Zeit drängten neue, fremde Völker aus dem Osten in den Donauraum, die Slawen und die Awaren.

»Die A-wa-ren«, echote Camilla leise vor sich hin. »Die Awaw-waren.«

Sie war eine junge Frau Anfang zwanzig und trug ihre dicken Zöpfe um den Kopf geschlungen, doch der wild gekräuselte Haarschopf ließ sich nicht bändigen. Löckchen standen in alle Richtungen ab, wie ein flächsernes Vogelnest. Camilla war mit einem schweren Geburtsgebrechen geschlagen. Sie humpelte und konnte nur mit einwärts gedrehten Beinen laufen. Das Sprechen fiel ihr schwer, weshalb sie nur mühsam die Laute und Silben artikulierte. Wer sie aber kannte, der wusste um die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie alles ringsum verfolgte. Deshalb führen die anderen bei ihren Worten hoch und lauschten in die aufziehende Nacht hinein. Die wilden Reiter! Sie waren die Schlimmsten von allen. Wenn ihr Weg den der awarischen Reiterhorden kreuzte, dann war das ganze Unterfangen womöglich zu Ende, noch bevor es richtig begonnen hatte. Doch da draußen blieb alles ruhig, lediglich das leise Rauschen der Blätter war zu vernehmen, in das sich die vereinzelt Rufe eines Käuzchens mischten. Dünne Nebelschwaden legten sich um ihren Lagerplatz, krochen zwischen den hoch aufgeschossenen Büschen hervor und dämpften allmählich alle Geräusche.

Unna nahm den Faden ihrer Erzählung wieder auf: »So viele Kriege, so viele Schlachten. Ein blutiges Gemetzel tobte zwischen dem letzten Herren über die Sirmensis, dem gepidischen König Kunimund, und Alboin, dem Herrscher der Langobarden. Später sagte man, der Streit sei um Rosamunde entbrannt, die stolze Königstochter, in die der Langobarde Alboin sich verliebt habe, von ihr aber abgewiesen worden sei ...

»... was übrigens völliger Unsinn ist«, grunzte Notker, »bloß ein Lied, ein Gedicht für die Bänkelsänger. Alboin war zu diesem Zeitpunkt bereits verwitwet. Er hatte eine Tochter und verbrachte seine Zeit für gewöhnlich in Gesellschaft seiner Luitpurga.«

»Und Rosamunde?«, wollte Edwina wissen.

»Sie«, ergänzte Unna, »verabscheute ihn abgrundtief.«

»Trotzdem ist sie mit ihm gegangen?«

»Mit ihm, nach Italien. Nach der Niederlage blieb ihr nichts anderes mehr übrig.«

»Aber warum der Rest der Gepiden?«, wunderte sich Edwina. »Warum sind sie nicht einfach geblieben und haben sich einen neuen Anführer gewählt?«

»Weil Alboin verkünden ließ, dass er die Sirmensis den Awaren überlassen werde«, erklärte Notker. »Nun, einige sind trotzdem geblieben. So wie unsere Muhme Walderade zum Beispiel. Lasst uns hoffen, dass wir sie gesund und wohl auf wiedersehen!« Er hatte sich inzwischen am Feuer niedergelassen und hantierte mit dem Verschluss des Weinschlauches, träufelte vorsichtig ein paar Tropfen über den Braten.

»So viele Schlachten, so viele Tote. Alboin hatte sich verbündet mit dem Khagan der Awaren. Ehe sich Kunimund versah, war er von zwei Seiten in die Zange genommen. Er kämpfte und verlor alles: die Schlacht, sein Reich und sein Leben ...«

»... und seinen Schädel!«, ergänzte Unna. Der Schädel! Diese Geschichte kannten sie alle und konnten sie dennoch nicht oft genug hören. »In jener Schlacht, da Alboin Kuni-mund tötete, trennte er ihm den Kopf ab. Aus seiner Hirn-schale ließ er sich ein Trinkgefäß machen, eine flache Scha-le, wie sie die Langobarden Scala nennen.«

»Aber woher wusste man, dass es auch wirklich Kuni-mund war?«, unterbrach von Neuem Edwina.

»Wie meinst du das?«, fragten Unna, Notker und Wicho verduzt.

»Nun ja, weil die Schädel doch am Ende alle gleich aus-sehen.«

»Dacht ich es mir doch!«, stieß Unna halb erschrocken, halb belustigt aus. »Dacht ich mir's doch, dass du etwas im Schilde führst, Jungfer Neunmalklug! Du solltest bes-ser zuhören und aufpassen! Schließlich ist es auch deine Geschichte. Es ist unser aller Geschichte. Und der Grund, weshalb wir hier sind ...«

Aber es war bereits zu spät, die Spannung begann zu bröckeln. Rings um das Feuer machte sich ein Schmun-zeln breit, wurde zum unterdrückten Lachen und schwoll schließlich zu herzhaftem Gelächter an. »Hihihi! Hohoho! Das ist schon wahr. Am Ende sehen sie alle gleich aus ...!«

Am meisten aber lachte Edwina. Sie hatte sich rücklings auf den Boden geworfen und kämpfte gegen den immer wieder neuen Schwall Gelächter an, sie presste den Ellbo-gen auf den Mund und rang um Luft, die Tränen liefen ihr über das Gesicht. Sie lachte lautlos weiter, als ob sie nie mehr damit aufhören wollte. Sie lachte in dieser befreiten Heiterkeit, wie es nur eine Heranwachsende vermochte.

ERSTES BUCH

Sirmium aber und seine Umgebung hielten die Gepiden besetzt. Das ganze Gebiet war, um es in Kürze zu sagen, eine menschenleere Einöde. Der Krieg und seine Begleiterscheinun-gen, Hunger und Seuchen, hatten die Bevölkerung dezimiert.

Prokopius von Caesarea

1. Durch das Herz der wilden Venetia

Die Wanderer hatten zu diesem Zeitpunkt gut sechs Wochen anstrengender Fußmärsche hinter sich. Aus Verona waren sie in einer Nacht im September aufgebrochen, heimlich, es kam einer Flucht gleich. An Gepäck führten sie nur so viel mit sich, wie auf dem Rücken eines Maultiers Platz fand. In der Morgendämmerung passierten sie die Grenze zum oströmischen Reichsgebiet und hatten Glück, denn der Wachposten verlangte nicht mehr als die übliche Summe an Bestechungsgeld. Dabei half ihnen natürlich auch das Siegel des langobardischen Königs Agilulf, das Notker dem schlaftrunkenen Grenzer vorweisen konnte. Es zeigte einen Wachsabdruck mit dem Bild eines Adlers und hing an einem respektabel aussehenden Schriftstück, welches im Übrigen lediglich eine Erlaubnis zur Einfuhr von Hafer für die königlichen Pferdeställe von Verona betraf. Schwer zu sagen, ob der Beamte den Schwindel durchschaute, ob er das Schreiben nicht genauer in Augenschein genommen hatte oder ob er überhaupt des Lesens kundig war, aber nach einem kurzen Zögern stellte er keine weiteren Fragen mehr und winkte sie durch. Er war daran gewöhnt, auf diese Weise seinen knappen Sold aufzubessern. Die fünfköpfige Reisegemeinschaft zog also weiter.

Nach einer kurzen Weile verließen sie die bequeme, gepflasterte Via Postumia. Sie wollten unter allen Umständen vermeiden, dass sie im Hinterland einem oströmischen Patrouillentrupp in die Hände fielen. Romanus, der neue Exarch von Ravenna, ließ seit einiger Zeit wieder verstärkt seine Truppen im Grenzgebiet zum Langobardenreich aufmarschieren. Der hohe Repräsentant aus Konstantinopel war fest dazu entschlossen, der ständigen Erosion des Reiches auf

italienischem Boden Einhalt zu gebieten. Die Lage war noch angespannter, seit den Byzantinern im Sommer die Einnahme der Städte Padua, Modena und Mantua gelungen war. Deshalb hielten sich Edwina und ihre Gefährten an die kleineren Saumpfade, die sich in weitläufigen Umwegen zu beiden Seiten der Römerstraße durch das Land schlängelten. Die meiste Zeit marschierten sie nachts und versteckten sich tagsüber in den dichten Eichenwäldern.

Sie durchquerten nahezu menschenleere Landstriche, wo Unkraut und dichtes Dornengestrüpp über die brachliegenden Felder wucherten. Byzanz, der gefräßige Moloch im Osten, verwaltete seine italienischen Provinzen denkbar schlecht, verstrickte sich in endlose Kleinkriege mit den germanischen Eindringlingen und presste aus der eigenen Bevölkerung das Letzte heraus. Doch diese Steuereinnahmen kamen nirgendwo an, sie versickerten in unsichtbaren Kanälen und brachten dem Land keinen Segen. Dazu kam noch die schreckliche Seuche, die das Land in regelmäßigen Abständen heimsuchte. Überall waren die Folgen der Pestepidemie sichtbar, auch wenn der letzte Ausbruch nun bereits etliche Jahre zurücklag. Damals, so sagten die Leute, während der großen Pest, flohen die Menschen Hals über Kopf in die Städte. Sie ließen die Ernte auf den Feldern stehen, ja sogar das Vieh in den Ställen. Die Sterbenden blieben zurück und es mochte sich keiner mehr finden, der sie nach ihrem Tod bestattete. Seither fürchteten die Überlebenden die Geister der Verstorbenen. Häuser und Ställe standen leer, die Dächer stürzten ein. Efeu fraß sich durch bröckelndes Gemäuer.

So oder so gab es gute Gründe, die Ruinen zu meiden. Diebe und Räuberbanden nutzten sie als Versteck, wilde Bestien trieben sich in ihrem Umkreis herum. Es war bes-

ser, unter freiem Himmel zu bleiben. Natürlich waren auch die Straßen stark in Mitleidenschaft gezogen. Starkregen hatte die Fundamente der Trassen unterspült. Am Wegrand bröckelten Stützmauern von den verwilderten Obst- und Weinterrassen, Schuttkegel aus Bruchgestein türmten sich mitten am Weg. Von Zeit zu Zeit behinderten umgestürzte Bäume das Weiterkommen. Dennoch existierte ein feines Netz aus schmalen Saumpfaden entlang der alten Straßen, kleine Wege, die in steilen Windungen hinauf in die Hügelflanken führten. Dort hausten die wenigen verbliebenen Einwohner der Venetia und waren mit einer fast schon heroischen Sturheit zum Bleiben entschlossen. Sie verschanzten sich in ihren Gehöften, die wie die Schwalbennester an den Hängen klebten. Durchreisenden Fremden begegneten sie äußerst misstrauisch, ließen sich allenfalls dazu herab, nach langem Feilschen etwas von ihren halb verdorbenen Feldfrüchten oder ihrem schlechten Wein zu überhöhten Preisen abzugeben.

Einmal begegneten sie einem Schweinehirten, der seine Herde durch die Eichenwälder trieb, und begleiteten ihn eine Weile lang. Der Hirt freute sich nach vielen Monaten in der Einsamkeit über ihre Gesellschaft, obwohl er wortkarg blieb. Er kannte eine Vielzahl von Abkürzungen und Schleichwegen und so gelangten sie dank seiner Hilfe ein gutes Stück weiter auf ihrem Weg nach Norden. Wohlweislich schlugen sie einen weiten Bogen um die alte Bischofsstadt Aquilea. Die einst prosperierende Metropole war freilich schon seit geraumer Zeit im Niedergang begriffen, während sich der Ortsbischof heftige Wortgefechte mit seinem Amtsbruder auf der Insel Grado lieferte. Ein heikler theologischer Disput war entbrannt, dessen Fronten mehr als verschwommen waren. Er ging in Wirklichkeit auch

weit über die Grenzen Oberitaliens hinaus. Das Patriarchat von Konstantinopel stritt gegen die Arianer, lokale Bischöfe hatten sich wiederum gegen den Papst gewandt.

»Es ist eine Schande«, sagte der Schweinehirt bei einer der seltenen Gelegenheiten, wo er sein Schweigen brach. »Die hohen Herren streiten sich um Dinge, die kein vernünftiger Mensch verstehen kann, aber unsere Sorgen kümmern sie nicht.«

Nachdem man sich voneinander verabschiedet hatte, wandten sich die Reisenden in Richtung der Julischen Alpen, auch die Mons Odra genannt, und ließen die Ortschaft Forum Juli linker Hand liegen. Inzwischen war es Mitte Oktober und die Nächte wurden empfindlich kalt. In den oberen Gebirgslagen gab es den ersten Schnee. Aber noch waren die Pässe gut passierbar. Ein paar Tagesmärsche später standen sie schließlich vor Emona. Von da an wurde es etwas leichter. Die Stadt nahe der Save fiel dem Vernehmen nach immer noch in den Einflussbereich des oströmischen Reiches, war aber in Wahrheit schon seit geraumer Zeit sich selbst überlassen. Auf der italienischen Seite des Gebirges saß der mächtige langobardische Herzog Gisulf, der alljährlich seine Truppen zu ausgedehnten Raubzügen über die Pässe schickte. Dieses Vorgehen pflegte er als Einhebung von Tributzahlungen zu bezeichnen. Die Reisenden kannten ihn im Übrigen kaum, denn am Hof zu Verona bekam man ihn nur selten zu Gesicht.

»Ob er uns aufgreifen würde, wenn er von uns erfährt?«, fragte Unna.

Doch es nahte ja bereits der Winter. Die Reiter des Herzogs hatten sich wahrscheinlich längst schon auf ihre Burgen und Gehöfte zurückgezogen, wo sie während der kalten Jahreszeit die Beute des Sommers verprassten.

»Ich denke nicht, dass er nach uns suchen wird«, meinte Notker. »Außerdem ist Gisulf kein Parteigänger von Agilulf. Im Gegenteil! Er lässt keine Gelegenheit ungenutzt verstreichen, wenn es darum geht, seinem König Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Ich schlage vor, dass wir dieses Wagnis eingehen. Wir gehen in die Stadt und nehmen uns ein Quartier. Wir alle haben uns etwas Ruhe verdient. Und ein ausgiebiges Bad.«

2. Eine Widerspenstige gegen Stiefel und Ehemänner

Auf der Flussinsel vor Emona lagen die Handelsschiffe vor Anker. Das malerische Seitenflüsschen Aluviana mündete kurz hinter der Stadt in die Save, von dort lief der Verkehr flussabwärts in die Donau und weiter bis zur Einmündung in das Schwarze Meer. Auf breiten Lastkähnen verluden die Arbeiter am Hafen Holz und Kohle aus den Wäldern im Hinterland sowie Wolle, Häute, Salz und Eisen aus dem Noricum. Die Flößer hatten es eilig, ihre letzten Fuhren zu erledigen, ehe der bevorstehende Winter den Bootsverkehr zum Erliegen bringen würde.

Die Siedlung in den Mauern des alten Kastells von Emona war nur mehr ein bescheidener Handelsposten, halb entvölkert, wie die meisten Städte in dieser Region. Dementsprechend gering war auch das Angebot an Unterkünften. Aber das zählte im Moment nicht. Die Neuankömmlinge bezogen Quartier in einem bescheidenen Gästehaus im nordöstlichen Viertel und nahmen mit einer Schlafstatt unter dem offenen Dachstuhl vorlieb. Um diese Jahreszeit waren nur mehr wenige Reisende unterwegs, in der Mehrzahl fliegende Händler, die zu den Häfen an der Istrischen Halbinsel weiterreisten, um von dort aus über die Adriatische See in die warmen Gefilde Süditaliens zu entkommen.

So hatten sie den Schlafsaal fast für sich, als Unna, Camilla und Edwina aus den Thermen am südlichen Stadttor zurückkehrten. »Wir sind bislang ganz gut vorangekommen, besser, als ich es erhofft habe«, sagte Unna. »Ihr könnt stolz auf euch sein, ihr habt euch gut gehalten, ihr beiden!« Camilla und Edwina legten Wolldecken über die dürftige Strohschütt auf dem Boden und ließen sich woh-

lig in die Bettstatt fallen. »Ach, hier will ich heute Nacht bleiben!«, rief Edwina und breitete die Arme aus. »Nicht einmal mit den Gemächern der Kaiserin in Konstantinopel möchte ich tauschen! Wann müssen wir uns denn wieder auf den Weg machen?«

»Je schneller, desto besser. Aber morgen sehen wir noch einmal in Ruhe die Kleider und das Schuhwerk durch. Dann besorgen wir uns auf dem Markt noch ein paar Sachen für den Winter. Wir nehmen natürlich nur das Notwendigste mit. Also wirf endlich deine alten Sandalen weg, Edwina! Denkst du, ich weiß nicht, dass du sie immer noch in deinem Reisesack mit dir herumträgst? Wofür haben wir in Verona neue Schürstiefel für dich machen lassen!«

»Die Stiefel haben mir die Füße aufgerieben, du weißt doch ...«

Edwina, die Jüngste, hatte Verona bisher noch nie für längere Zeit verlassen. Einmal abgesehen von ihren ersten Lebensjahren, an die sie sich jedoch kaum erinnerte. Inzwischen hatte sie zur Genüge Bekanntschaft geschlossen mit den peinigenden Plagen der Landstraße: Sie schluckte den allgegenwärtigen Staub, der sich bei Regen in Schlamm verwandelte, sie durchlebte die jähren Wechsel zwischen nächtlichem Frost und stechender Hitze, kannte das Brennen der Blasen an den Füßen. Wenn die Wanderer nach einer durchmarschierten Nacht endlich ihr Lager aufschlugen, fielen in der morgendlichen Dämmerung die Stechmücken in Schwärmen über sie her. Die Glieder brannten, sodass an Schlaf kaum zu denken war. Doch Edwina ertrug diese Qualen mit eiserner Entschlossenheit, sie wollte sich den Erwachsenen ebenbürtig zeigen. In den endlosen Stunden ihrer nächtlichen Fußmärsche sprach sie sich Mut zu. Sie malte sich aus, wie es wohl sein würde, im Land der Gepiden.

Von dort waren Alboin und Rosamunde vor unvorstellbar langer Zeit aufgebrochen, Unna und Notker hatten sie auf ihrem Zug begleitet. Ein ganzes Jahr und noch länger hatte die große Fahrt gedauert! Edwina versuchte sich die Menschenmenge vorzustellen: ein endlos langer Bandwurm, Reiter, Fußvolk, Karren, Planwägen, Ochsen und Ziegen. Bunt zusammengewürfelt war die Menge. Neben den Langobarden Alboins zogen die Gepiden Rosamundes. Auch alteingesessene Illyrer gingen mit ihnen, ebenso Leute aus dem Stamm der Eruler, Sachsen, Sueven und viele andere mehr, sogar ein paar verschlossene Nomaden aus den geheimnisvollen Völkern der Bulgaren und der Sarmaten befanden sich darunter. Sie strömten in die Provinzen im nördlichen Italien und nahmen sie in Besitz, während Byzanz dem Menschenstrom kaum etwas entgegenzusetzen hatte. Ein wenig beneidete Edwina die Älteren um dieses Abenteuer. Wie alle jungen Leute freute sie sich darauf, ein Stück der weiten Welt zu Gesicht zu bekommen. Vor allem aber war sie glücklich darüber, dass sie dadurch einer Entscheidung gänzlich anderer Art entkommen konnte: Sie war inzwischen zwölf Jahre alt und ihre königlichen Stiefeltern, die sich bislang nur selten um sie gekümmert hatten, planten offenbar ihre baldige Verheiratung.

Die Angelegenheit wurde so gehandhabt, wie es in den höfischen Kreisen üblich war: Man vereinbarte den Kuhhandel über den Kopf der Jungfer hinweg und hielt es nicht für notwendig, mit ihr darüber zu sprechen. Sie kannte noch nicht einmal den Namen des ihr zgedachten Bräutigams! Die Edelmänner, die am Hofe verkehrten, waren allesamt ungehobelte Klötze ohne jede Lebensart; Männer wie Gunduald, der Herzog von Asti, der seine edle Herkunft vergaß, sobald er dem nächstbesten Weibskittel nachstellte.

Edwina erschauerte beim Gedanken an Gunduald. Er hatte sie unentwegt angestarrt bei seinem letzten Besuch in Verona, während einer Vorstellung im Palasthof, als gerade ein paar Schausteller ihre Späße machten. Die Zuschauer lachten und klatschten in die Hände, aber sein Blick bohrte sich durch die Menge und ruhte die ganze Zeit über auf ihr, er belästigte sie regelrecht. Es war der hochmütige, immer ein wenig mokiert wirkende Blick eines Menschen, der es gewohnt war, seinen Willen zu bekommen. Nein, sie mochte ihn entschieden nicht. Weder ihn noch einen anderen. Sie verspürte keinerlei Neigung zu einer ehelichen Verbindung.

Nun aber wünschte Königin Theodelinde sie in Bälde in ihrem neuen Sommerpalast in Monza zu sehen. Es war kein ungefährliches Unterfangen, sich dieser Aufforderung zu widersetzen. Den Rädelsführern der Flucht, das waren also alle ihre Begleiter, drohten drakonische Strafen, falls man sie aufgriff, denn auf die Verschleppung einer Braut standen Kerker und qualvolle Foltern, möglicherweise sogar die öffentliche Pfählung. Die Widerspenstige dagegen musste sich fügen, oder sie würde den Rest ihres Lebens eingesperrt in einem Kloster verbringen. Zwar war der Ausgang ihrer Reise nicht weniger ungewiss, denn niemand vermochte mit Sicherheit zu sagen, was sie im Illyricum erwartete, aber sie hatten sich nun einmal dazu entschlossen.

»Wir reiben deine Stiefel noch einmal gründlich mit Rindertalg ein«, fuhr Unna mit ihren Anweisungen beharrlich fort. »Und dann sehen wir nach, ob an deinem Mantel noch etwas ausgebessert werden muss. Du wirst darüber noch froh sein, wenn du erst die eisigen Winterstürme der Pannonia kennenlernst!«

3. Besuch bei Vater Marjan

Am Nordrand der Ebene von Sirmium breitete sich ein kleiner Gebirgsstock aus. Er war nicht besonders hoch und seine Ausläufer fielen sanft ins Tal, auf der gegenüberliegenden Seite senkten sie sich zum Flussbett der Donau hinab. Ein dichter Laubwald bedeckte die Bergrücken, durchsetzt von wilden Kirsch- und Apfelbäumen, die von einstigem Wohlstand der Region zeugten. Man stieß im Dickicht auf überwachsene Weinberge, Oliven- und Nussbäume. In den höheren Regionen wandelte sich das Bild allerdings rasch, die Flanken wurden steil und schroff, sie waren von tiefen Schluchten durchfurcht. Dichter Efeu wucherte über den Waldboden. Hoch oben lebte ein Einsiedler in seiner Klause, die er sich in einem verlassenen Bauernhaus eingerichtet hatte. Sein Gehöft klebte wie ein Krähenneest unter einem Gipfel am Bergkamm und blickte gen Süden. Vater Marjan bewohnte zwar nur eine kleine Kammer im vorderen Teil des Gebäudes, aber nach und nach setzte er die anderen Räume des Hauses instand. Eines der nebenliegenden Wirtschaftsgebäude deckte er mit einem neuen Schindeldach und baute es um zu einem Andachtsraum, den er seine Cappella nannte. Ein kleines Stück über dem Anwesen standen seine Bienenstöcke. So hatte er sein Auskommen und tauschte gelegentlich Wachs und Honig gegen Kleider oder Werkzeuge ein.

Die ausgedehnte Ebene am Fuße des Gebirges war nur mehr äußerst dünn besiedelt. Ab und zu jedoch kam eine Frau aus dem kleinen Flecken Vedulia Minor zu ihm heraufgestiegen. In dieser Siedlung lebten vorwiegend erulische Familien: ein Menschenschlag, der stolz darauf war, sämtlichen feindlichen Invasoren der letzten Jahrhunderte stand-

gehalten zu haben. Ihr Mann war der Schmied des Dorfes, ein angesehener Berufsstand, doch er litt seit einigen Jahren unter einem bösartigen Reizhusten. Vater Marjans Blütenhonig verschaffte seinem Leiden einige Linderung, und so wollte die Schmiedin einen Vorrat für die kalte Jahreszeit beschaffen. Die Sonne stand bereits hoch am Horizont, als sie sein Gehöft erreichte. An der Wand des Holzschuppens leuchteten die Flaschenkürbisse wie übergroße goldene Birnen. Die Luft war warm und geschwängert von einem faulig süßen Duft nach trockenem Laub und überreifen Äpfeln. Sie fand den Alten am Eingang seines Schuppens vor, wo er gerade damit beschäftigt war, Holzscheite für seinen Küchenherd zurechtzuhacken. Eine ganze Weile nahm er von ihr keine Notiz, bis er sich unvermittelt nach ihr umdrehte und fragte: »Hast du es mir mitgebracht?«

»Selbstverständlich. Mein Mann hat alles genau so ausgeführt, wie du es haben wolltest«, antwortete die Besucherin und wurde nun ihrerseits schnell geschäftlich. »Es ist eine gute Arbeit. Gib mir dafür noch etwas zusätzlich von deiner Kräutertinktur.«

»Dann lass es mich sehen.«

Die Schmiedin holte ein kleines Stoffbündel aus ihrem Ranzen und wickelte es vor dem Einsiedler auf. Zwischen alten Stofflappen schimmerte silbriges Metall: eine gute, feste Kette und ein starkes schmiedeeisernes Schloss. Desse Oberseite schmückte eine winzige Theatermaske, die sich bei näherem Hinschauen als Deckel entpuppte. Wenn man diesen dank eines raffinierten Mechanismus beiseitedrehte, wurde das darunterliegende Schlüsselloch sichtbar. Den dazugehörigen Schlüssel holte die Schmiedin aus ihrem Schürzensack. »Eine so kunstvolle Arbeit ist mir noch nie zu Augen gekommen«, war sie voll der Bewun-

derung. »Was für ein herrliches Stück! Es muss ein Vermögen gekostet haben. Mein Mann hat es auseinandergenommen, gereinigt und wieder zusammengesetzt. Jetzt schließt es so gut, dass man das Tor zur Unterwelt damit versperren könnte.«

»Darauf verlass dich lieber einmal nicht«, entgegnete der Einsiedler, während er den Widerhaken im Verschluss auf seinen festen Sitz prüfte. »Das Schloss besitze ich noch aus meiner Zeit bei den oströmischen Söldnern, als ich unter General Belisar gegen die Perser im Feld stand. Aber lass diese Fragerei sein, ich habe keine Zeit zum Schwatzen.«

Damit winkte er sie weiter. Über einen ausgetretenen Steinplattenweg erreichten sie eine offene Fläche an der Rückseite der Klause. Geschickt lockerte der Vater einen im Boden eingelassenen Fassdeckel, worunter ein Loch zum Vorschein kam. Ein Baumstamm, dessen Äste auf Fußbreite abgesägt waren, diente als Leiter. Er verschwand für einen Augenblick in der Tiefe, tauchte wieder auf und balancierte mit erstaunlicher Geschwindigkeit ein Fässchen sowie zwei grob getöpferte Krüge nach oben. »Ich gebe dir noch eine Essiginktur mit. Damit soll sich dein Mann zweimal täglich die Brust einreiben. Sag ihm meinen besten Dank, ihr habt noch etwas bei mir gut.«

»So sei es«, antwortete die Schmiedin. »Wenn du gestattet, komme ich mit meinen Kindern zu den Raunächten wieder. Ich möchte gerne, dass du ihnen deinen Segen gibst.«

»Schon gut, schon gut«, brummte Vater Marjan, der kein Freund der langen Worte war. Als sich die Besucherin jedoch gerade zum Gehen anschicken wollte, setzte er unvermittelt hinzu: »Sag außerdem deinen Leuten, sie sollen wachsam sein! Haltet abends eure Türen gut geschlos-

sen. Es treibt sich wieder einmal sehr viel merkwürdiges Volk auf der Landstraße herum.«

»Du sagst es«, seufzte die Frau, »man kann nicht vorsichtig genug sein. Hast du etwas gehört? Gibt es neue Übergriffe der Skamaren?«

Wie alle Siedler in dieser ungeschützten, weitgehend sich selbst überlassenen Grenzregion wusste sie sehr genau zwischen ihren unzähligen Feinden zu unterscheiden. Die Skamaren waren herumvagabundierende, bunt zusammengewürfelte Räuberbanden. Sie rekrutierten sich aus der großen Masse der Landfahrer, die nichts mehr zu verlieren hatten. In ihren Reihen befanden sich ehemalige Söldner, entlaufene Sklaven, verarmte Städter, landlose Bauern und außerdem natürlich Barbaren jeglicher Herkunft. Sie waren skrupellos und gefährlich. Meistens lauerten sie entlang der Landstraßen, wo sie die Durchreisenden überfielen. Sie unternahmen aber auch Raubzüge über die Dörfer und nahmen mit, so viel sie tragen konnten. Den Rest schlugen sie kurz und klein und hinterließen Schneisen sinnloser Zerstörung.

Der alte Einsiedler schüttelte jedoch heftig den Kopf, sodass seine grauen Zotteln durch die Luft wirbelten: »Ich spreche nicht von den Skamaren, Frau! Gott sei gedankt, sie sollen bleiben, wo der Pfeffer wächst. Aber es gibt so viele andere! Die Welt ist voller Gesindel, sieh dich nur um! Was siehst du dann? Narren, Glücksritter, Tagträumer! Und was wollen sie, alle, die sie hier herumlaufen?« Der Alte lachte auf einmal und warf seine dünnen Arme in die Luft: »Hosianna! Ihr Stück vom Kuchen möchten sie haben! Die Drehung auf dem Rad der Fortuna, von der die Einfältigen meinen, sie würde alles im Leben zum Besseren wenden!«

Er kicherte weiter: »Eine Truhe voller Goldstücke, die achtlos weggeworfen liegt am staubigen Wegesrand. Eine Jungfrau, befreit aus den Klauen eines grässlichen Ungeheuers, und schon winken zum Lohn ihre Hand und ein halbes Königreich. Eine Elbenfrau, gefangen mit List und Zaubersprüchen, die dir auf die Hand drei Wünsche erfüllen muss. Ja, davon träumen sie. Oh, diese Törichtchen!«

Die Schmiedin beschlich bei seiner Rede ein merkwürdiges Gefühl und sie dachte, dass der Alte wohl zu viel Zeit mit sich allein verbrachte. Gleichzeitig überkam sie das Verlangen, zu den Ihren heimzukehren.

»Am allermeisten aber«, nun senkte er verschwörerisch die Stimme, »hüte dich vor denen, die sich in fromme Gewänder hüllen und im Namen Gottes schöntun!« Damit beendete der seltsame Kauz seinen Sermon ebenso unvermittelt, wie er ihn begonnen hatte, und wandte sich wieder seinem Hackstock zu. Die Frau des Schmiedes hievt ihren Buckelkorb auf den Rücken und eilte in langen Schritten talabwärts, wo ihre vielköpfige Kinderschar bereits auf das Abendbrot wartete.

Vater Marjan wartete ab, bis ihre Gestalt zwischen den Bäumen verschwunden war. Dann nahm er seine Axt, die er zugleich als Hammer benutzte. Er ging zu seinen Holzstößen, die sich bereits, akkurat für den Winter geschlichtet, in zwei Reihen unter einem offenen, strohgesteckten Vordach erstreckten. An einer Stelle, die nur ihm selbst bekannt war, zog er vorsichtig einige Rundhölzer aus dem Stoß und eine kleine Nische kam zum Vorschein. Darin befanden sich zwei hölzerne Bügel, die er eigenhändig geschnitzt und mit Sand glatt poliert hatte.

»Endlich ist es so weit, meine Lieben. Jetzt werdet ihr mir gute Dienste leisten«, flüsterte er ihnen zu. Er hatte

in den langen Jahren seiner Einsamkeit die Gewohnheit angenommen, mit den Bäumen, mit den Bienen, mit seinen Gebäuden und den einfachen Geräten seines täglichen Lebens Unterhaltungen zu führen. Mit den Bügeln in der einen, dem immer noch in Lappen gewickelten Schloss und der Kette in der anderen Hand, stieg er die wenigen Stufen hinauf zur Schwelle seiner Cappella. Er hämmerte die Schließbügel mit den gleichfalls schon vorbereiteten Bolzen aus Eichenholz in die dazu vorgesehenen Öffnungen. Den einen nagelte er an den massiven Türstock, den anderen befestigte er am Türflügel über der Klinke. »Endlich«, seufzte er zufrieden. Er schlang die Kette durch die Ösen und befestigte daran das Schloss, das der Dorfschmied für ihn instand gesetzt hatte. Es war tatsächlich ein äußerst prachtvolles Stück, eine meisterhafte Arbeit aus einer Werkstatt in Thessaloniki.

»Was bin ich doch für ein Narr, dass ich dich so viele Jahre nicht beachtet habe«, rief Vater Marjan aus und wurde ärgerlich über sich selbst. »Du guter alter Schließapparat. Warum habe ich dich nicht schon längst reparieren lassen? Aber jetzt wird alles gut. Niemand wird mehr ohne mein Wissen die Cappella betreten.« Er trug den Schlüssel zurück in seinen Holzschuppen und wollte ihn in die Nische zwischen den Holzscheiten legen. Da trat ihm plötzlich eine hochgewachsene Gestalt in den Weg.

»Was in aller ...«

Mit voller Wucht traf ihn ein mächtiger Schlag gegen die Brust, er ging zu Boden, wo ihn ein zweiter Schlag auf den Kopf ereilte. In weiter Ferne sah er noch das Aufblitzen von Stahl. Dann breitete sich vor seinen Augen dichter dunkler Nebel aus.